

Tschingis Aitmatow
Dshamilja

INSEL-BÜCHEREI







TSCHINGIS AITMATOW

Dshamijja

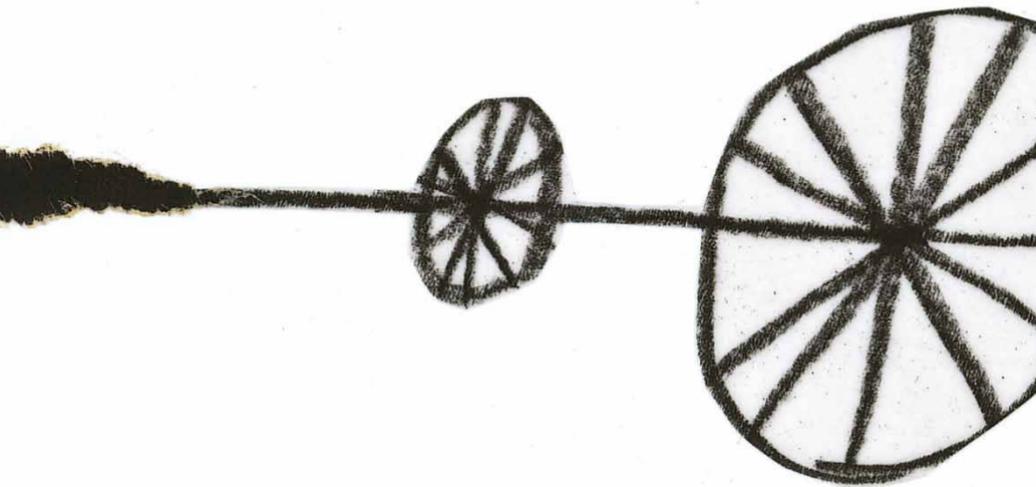
Erzählung

Aus dem Russischen von Gisela Drohla

Mit Illustrationen von Stefanie Harjes

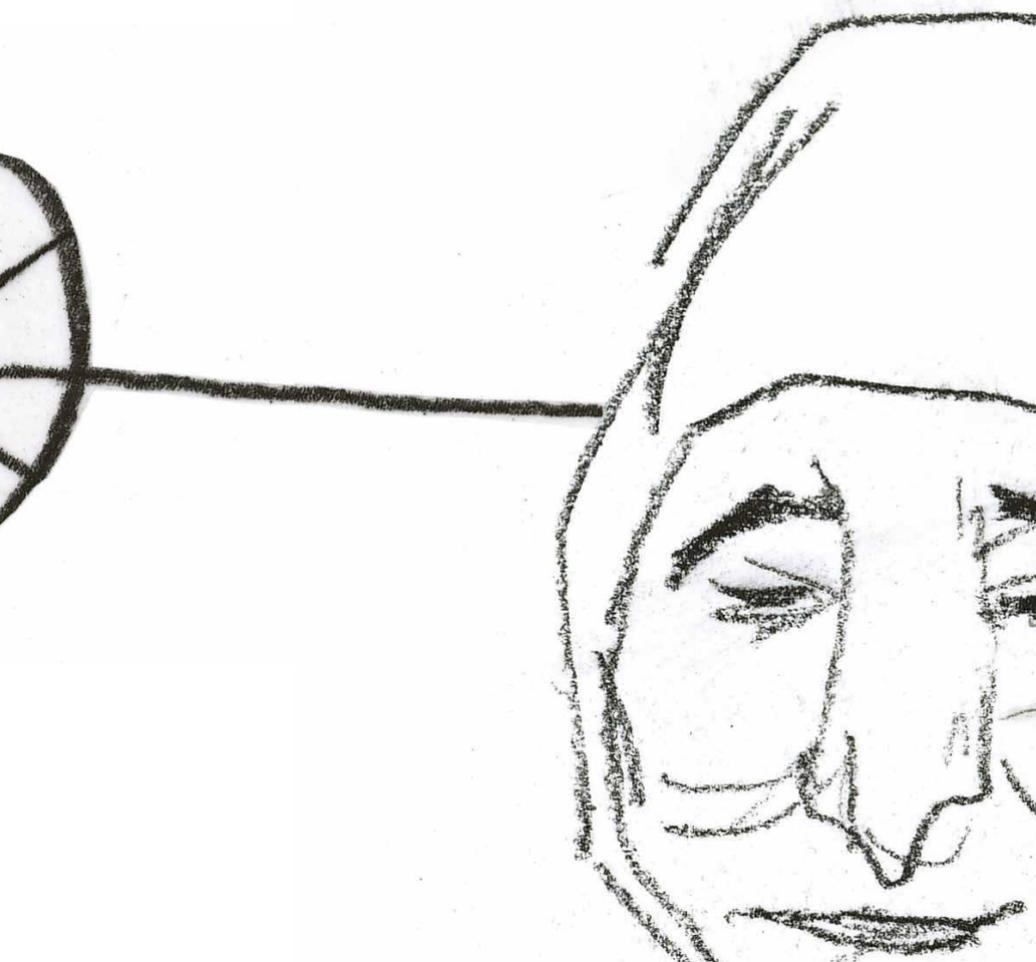
INSEL VERLAG

Insel-Bücherei Nr. 2009



© Insel Verlag Berlin 2016

Dshamijja



Wieder einmal stehe ich vor dem kleinen Bild mit dem schlichten, schmalen Rahmen. Morgen in aller Frühe muß ich in den Aul (Dorf) fahren, und ich betrachte das Bild lange und aufmerksam, als könnte es mir gute Wünsche auf den Weg mitgeben.

Ich habe dieses Bild noch nie auf eine Ausstellung geschickt, und wenn meine Verwandten aus dem Aul mich besuchen kommen, verstecke ich es sogar. Nicht daß ich mich seiner zu schämen brauchte, aber es ist alles andere denn ein Kunstwerk. Es ist ganz schlicht, so schlicht wie die Landschaft, die ich darauf dargestellt habe.

Im Hintergrund sieht man den Rand des fahlen Herbsthimmels und scheckige, vom Wind gejagte Wolken über einer fernen Bergkette, im Vordergrund Wermutsträucher in der rötlichbraunen Steppe und einen Weg, fast schwarz, noch naß vom Regen, am Wegrain stehen dicht gedrängt Büschel von dürrer, geknicktem Pfiemengras. Der ausgewaschenen Fahrrinne entlang ziehen sich die Spuren zweier Fußgänger hin. Je weiter sich die Spuren entfernen, um so undeutlicher werden sie, und die beiden Wanderer selbst scheinen beim nächsten Schritt hinter dem Rahmen zu verschwinden. Der eine von ihnen ... Aber ich will nicht voraus-eilen.

Es war in meiner frühen Jugend, im dritten Jahr des Krieges. Unsere Väter und Brüder standen irgendwo bei Kursk und Orel an der Front, und wir, damals noch Buben von fünfzehn, sechzehn Jahren, arbeiteten auf der Kolchose. Die tägliche harte Feldarbeit lastete schwer auf unseren schwachen Schultern. Besonders wäh-

rend der Erntezeit ging es heiß her. Wochenlang kamen wir nicht mehr nach Hause, Tag und Nacht waren wir draußen auf dem Feld, auf dem Dreschplatz oder auf dem Weg zur Bahnstation, wohin wir unser Getreide fuhren.

An einem jener drückend heißen Tage, wenn die Sicheln beim Kornschneiden zu glühen scheinen, kam ich mit meinem leeren Erntewagen von der Bahnstation zurück und beschloß, zu Hause vorbeizufahren.

Neben der Furt, auf dem kleinen, flachen Hügel, wo die Straße endet, liegen zwei von einer dicken Ziegelmauer umschlossene Gehöfte. Rings um das kleine Gut stehen hohe Pappeln. Das sind unsere Häuser, in denen unsere beiden Familien wohnen. Ich selbst stamme aus dem Großen Haus. Ich habe zwei Brüder. Beide sind älter als ich, beide unverheiratet, beide an der Front. Wir haben schon ziemlich lange keine Nachricht mehr von ihnen.

Mein Vater ist Zimmermann. Bei Tagesanbruch verrichtet er das vorgeschriebene Morgengebet, dann geht er auf den Zimmerplatz in unserem Hof und kommt erst spätabends von der Arbeit zurück. Im Haus bleiben nur meine Mutter und meine kleine Schwester.

Im Nachbargehöft oder im Kleinen Haus, wie es im Aul genannt wird, wohnen unsere nächsten Verwandten. Unsere Urgroßväter oder unsere Großväter sind zwar keine leiblichen Brüder gewesen, aber ich nenne sie deshalb unsere nächsten Verwandten, weil wir wie eine einzige Familie lebten. So war es schon, bevor wir seßhaft wurden, als unsere Großväter noch gemeinsam ihre Jurten aufschlugen und gemeinsam ihr Vieh hüteten. Diese Tradition haben wir bewahrt: als die Kollektivierung kam, siedelten sich unsere Väter nebeneinander an, und nicht nur unsere beiden Familien, sondern alle Bewohner der Aralstraße, die sich am Aul

entlang bis zu einem Streifen Land zwischen zwei Flüssen hinzieht, sind Stammesgenossen. Alle sind aus ein und demselben Geschlecht hervorgegangen.

Bald nach der Kollektivierung starb das Familienoberhaupt des Kleinen Hauses und ließ eine Frau und zwei kleine Söhne zurück. Nach unseren Gesetzen, die damals im Aul noch streng beachtet wurden, durfte man eine Witwe mit zwei Söhnen nicht in die Fremde gehen lassen, und deshalb verheirateten unsere Stammesgenossen meinen Vater mit ihr. Mein Vater mußte sie zur Frau nehmen, das war seine Pflicht vor den Geistern seiner Ahnen, denn er war der nächste Verwandte des Verstorbenen.

So bekamen wir eine zweite Familie. Das Kleine Haus galt als selbständiges Gehöft mit eigenem Land und eigenem Vieh, aber in Wirklichkeit lebten unsere beiden Familien zusammen.

Das Kleine Haus hatte auch zwei Söhne an der Front. Sadyk, der älteste, war kurz nach seiner Verheiratung eingezogen worden. Von ihm und seinem Bruder bekamen wir Briefe, wenn auch in großen Abständen.

Im Kleinen Haus wohnte Sadyks Frau mit ihrer Schwiegermutter, die ich ›Kitschi-apa‹ – jüngere Mutter – nannte. Beide arbeiteten von früh bis spät auf der Kolchose. Die jüngere Mutter, eine tüchtige und sanfte Frau ohne jede Bosheit, blieb bei der Arbeit nicht hinter den jungen Leuten zurück, weder beim Graben von Bewässerungskanälen noch beim Bewässern der Maisfelder. Wie zur Belohnung für ihren Fleiß hatte ihr das Schicksal eine arbeitssame Schwiegertochter gegeben. Dshamilja stand ihrer Schwiegermutter in nichts nach, sie war unermüdlich und flink, aber von anderer Wesensart.

Ich liebte Dshamilja glühend, und sie liebte mich auch. Wir waren die besten Freunde, aber einander mit Vornamen anzureden,





wagten wir nicht. Wären wir aus verschiedenen Familien gewesen, so hätte ich sie natürlich Dshamilja genannt. So aber nannte ich sie ›Dshene‹ – das bedeutet: ›Frau des älteren Bruders‹, und sie sagte ›Kitschine bala‹, kleiner Junge, zu mir, obwohl ich gar nicht mehr klein und nur ein paar Jahre jünger war als sie. So ist es nun einmal Brauch in den Auls: eine junge Frau nennt den jüngeren Bruder ihres Mannes ›Kitschine bala‹ oder ›Kajni‹.

Meine Mutter besorgte den Haushalt beider Höfe, und meine kleine Schwester, ein munteres Mädchen mit bunten Bändern in den kurzen Zöpfen, ging ihr dabei zur Hand. Ich werde nie vergessen, wie fleißig sie in dieser schweren Zeit arbeitete. Sie war es, die draußen vor dem Gemüsegarten die Lämmer und Kälber beider Höfe hütete, die Kuhmist und Reisig sammelte, damit wir immer das Haus heizen konnten. Und sie, meine kleine Schwester, war es auch, die meine Mutter in ihrer Einsamkeit tröstete und von ihren traurigen Gedanken an die verschollenen Söhne ablenkte.

In unserem Haus herrschte Eintracht und Wohlstand, und das hatte unsere große Familie allein meiner Mutter zu verdanken. Sie war die unumschränkte Herrin beider Höfe und die Hüterin des häuslichen Herdes. Als blutjunges Mädchen war sie in die Familie unserer nomadischen Großväter gekommen, deren Andenken sie später in hohen Ehren hielt, indem sie unsere beiden Familien streng und gerecht regierte. Im Aul hielt man große Stücke auf sie, denn sie galt als die gewissenhafteste und erfahrenste Hausfrau des ganzen Dorfes. Meinen Vater hingegen erkannten die Dorfbewohner nicht als Familienoberhaupt an. Mehr als einmal hörte ich die Leute bei irgendeinem Anlaß sagen: »Geh lieber nicht zum Ustak« – so werden bei uns die Handwerksmeister genannt –, »der versteht nur mit der Axt umzugehen. Die äl-



tere Mutter führt das Wort in der Familie, geh zu der, das ist besser ...«

Im übrigen mischte auch ich mich damals trotz meiner Jugend schon oft in die wirtschaftlichen Angelegenheiten des Hauses ein. Das war nur möglich, weil meine Brüder an der Front standen. Und die Leute aus dem Aul sagten – meist im Scherz, aber manchmal auch im Ernst –, ich sei ein echter Dschigit, ein ganzer Kerl, und der Beschützer und Ernährer unserer beiden Familien. Ich war sehr stolz darauf und fühlte mich für unsere Höfe verantwortlich. Außerdem ermunterte mich meine Mutter zur Selbständigkeit, denn sie wollte, daß ich einmal ein umsichtiger, kluger Hausvater würde, anders als mein schwerfälliger Vater, der den ganzen Tag schweigend hobelte und sägte.

Ich hielt also mit meinem Wagen im Schatten eines Weidenbaums neben unserem Haus und lockerte die Stränge. Als ich auf das Hoftor zuing, sah ich unseren Brigadeführer Orosmat in unserem Hof. Er war zu Pferd und hatte wie immer seine Krücke am Sattel festgebunden. Meine Mutter stand neben ihm, und offenbar stritten sie über irgend etwas. Im Näherkommen hörte ich die Stimme meiner Mutter:

»Nein, das dulde ich nicht! Hast du denn alle Furcht vor Gott verloren? Hat man je erlebt, daß eine Frau Kornsäcke fährt? Nein, mein Lieber, laß meine Schwiegertochter in Ruhe, die soll die Arbeit machen, die sie immer gemacht hat. Ich weiß auch so schon nicht mehr, wo mir der Kopf steht. Zwei Höfe muß ich versorgen! Ein Glück, daß meine Tochter nicht mehr so klein ist und mir ein bißchen helfen kann ... Seit einer Woche kann ich mich nicht mehr bücken, das Kreuz tut mir so weh, als hätte ich Filz gewalkt, und auf dem Feld verdorrt der Mais, er muß bewässert werden!« sagte sie aufgebracht und steckte den Zipfel ihres Turbans

in den Ausschnitt ihres Kleides. Das tat sie immer, wenn sie zornig war.

»Ach, was seid ihr für Leute!« sagte Orosmat verzweifelt und rutschte ungeduldig im Sattel hin und her. »Wenn ich mein Bein noch hätte und nicht diesen Stumpf, dann würde ich die Kornsäcke selber auf den Wagen laden und zur Station fahren! Das ist keine Arbeit für Frauen, das weiß ich auch, aber wo sollen wir die Männer denn hernehmen? Deshalb müssen die Soldatenfrauen mithelfen. Und Sie verbieten Ihrer Schwiegertochter, Korn zu fahren, und wir bekommen dann einen Rüffel von oben ... Die Soldaten brauchen Brot, und wir erfüllen den Plan nicht. Das geht doch nicht!«

Die Peitsche auf der Erde nachschleifend, ging ich auf Orosmat zu. Als er mich bemerkte, hellte sich sein Gesicht auf – offenbar war ihm ein guter Gedanke gekommen.

»Na, wenn Sie solche Angst um Ihre Schwiegertochter haben, dann kann ja ihr Kajni mit ihr zusammen arbeiten«, sagte er und zeigte auf mich. »Der wird schon dafür sorgen, daß ihr niemand zu nahe kommt, darauf können Sie sich verlassen! Said ist so ein tüchtiger Junge. Ja, diese Kinder sind wirklich unsere Ernährer, wenn wir die nicht hätten ...«

Meine Mutter ließ Orosmat nicht zu Ende reden.

»Wie siehst du denn aus!« jammerte sie. »Wie ein Landstreicher! Und deine Haare sind ganz struppig und lang ... Unser Vater ist mir der Rechte, er hat nicht einmal Zeit, seinem Sohn den Kopf zu rasieren ...«

Orosmat ging geschickt auf den Ton meiner Mutter ein. »Na gut«, sagte er, »soll der Junge sich heute von den Alten verwöhnen lassen. Bleib heut zu Hause, Said, und füttere deine Pferde gut. Morgen früh geben wir Dshamilja ein Fuhrwerk, und ihr arbeitet

dann zusammen. Und paß gut auf sie auf, du hast die Verantwortung. Sie brauchen sich wirklich keine Gedanken zu machen, Großmutter, Said wird nicht zulassen, daß ihr irgend jemand ein Haar krümmt. Wenn es sein muß, kann ich ihnen auch noch Danijar mitgeben. Sie kennen ihn doch, er ist ein ordentlicher, stiller Bursche, wissen Sie, der, der kürzlich von der Front zurückgekommen ist. Sie können dann zu dritt Korn zur Bahnstation fahren. Dann wird sich keiner unterstehen, Ihre Schwiegertochter anzurühren. Habe ich recht, Said? Was meinst du dazu – wir möchten, daß Dshamilja Korn fährt, aber deine Mutter will nichts davon wissen. Rede ihr doch ein bißchen zu.«

Ich fühlte mich sehr geschmeichelt, daß Orosmat mich wie einen Erwachsenen um Rat fragte. Außerdem malte ich mir sofort aus, wie schön es wäre, mit Dshamilja zur Bahnstation zu fahren. Ich setzte eine ernste Miene auf und sagte zu meiner Mutter: »Was soll ihr denn passieren? Die Wölfe werden sie ja wohl nicht fressen.«

Und ich spuckte so geschickt wie ein alter Fuhrmann durch die Zähne, und die Peitsche nachschleifend und mich würdevoll in den Schultern wiegend, ging ich zum Haus.

»Sieh mal an!« sagte meine Mutter erstaunt und fast erfreut, aber im nächsten Augenblick rief sie mir zornig nach:

»Ich werde dir die Wölfe schon zeigen! Woher willst du denn das alles wissen, du Grünschnabel!«

Orosmat nahm mich in Schutz.

»Wer soll es denn wissen, wenn nicht er?« fragte er. »Er ist doch der Dschigit von zwei Familien. Auf den können Sie stolz sein!« Und er sah meine Mutter ängstlich von der Seite an, weil er fürchtete, daß sie nun doch auf ihrem Kopf bestehen werde.

Aber meine Mutter erwiderte nichts, sie ließ plötzlich den Kopf hängen und sagte seufzend:

»Ach, was für ein Dschigit ist er denn? Er ist ja noch ein Kind, auch wenn er Tag und Nacht arbeitet ... Unsere schönen jungen Dschigiten! Gott weiß, wo sie sind ... Unsere Höfe sind leer geworden, so leer wie ein verlassener Lagerplatz ...«

Ich war inzwischen schon weit weg und konnte nicht verstehen, was meine Mutter noch sagte. Im Vorbeigehen schlug ich mit der Peitsche gegen die Hausecke, daß der Verputz nur so staubte. Im Hof saß meine kleine Schwester und formte Briketts aus getrocknetem Kuhmist. Ohne ihr Lächeln zu erwidern, ging ich an ihr vorbei in den Schuppen, hockte mich auf die Fersen und wusch mir gemächlich die Hände. Dann ging ich ins Haus, trank eine Tasse Sauermilch, trug die zweite zum Fensterbrett und brockte Brot hinein.

Die Mutter und Orosmat waren immer noch im Hof. Nur stritten sie sich jetzt nicht mehr, sondern unterhielten sich ruhig und leise. Sie sprachen gewiß von meinen Brüdern. Meine Mutter fuhr sich immer wieder mit dem Ärmel über die verweinten Augen, nickte als Antwort auf Orosmats Worte, der sie wohl zu trösten versuchte, nachdenklich mit dem Kopf und schaute mit trübem Blick über die Bäume hinweg in die Ferne, als hoffe sie, dort ihre Söhne zu erblicken.

Jetzt, nachdem meine Mutter Orosmat ihr Leid geklagt hatte, war sie anscheinend mit seinem Vorschlag einverstanden. Zufrieden, daß er erreicht hatte, was er wollte, zog er seinem Pferd eins mit der Peitsche über und ritt in schnellem Paßgang zum Hof hinaus.

Weder meine Mutter noch ich ahnten damals, womit das alles enden würde.

Ich zweifelte nicht im geringsten daran, daß Dshamilja mit einer zweispännigen Britschka zurechtkommen würde. Sie konnte mit

Pferden umgehen, denn sie war die Tochter eines Pferdehirten aus dem Aul Bakair hoch droben in den Bergen. Auch unser Sadyk war Pferdehirt. Angeblich hatte er in einem Frühjahr beim Wettrennen Dshamilja nicht einholen können. Wer weiß, ob das wahr ist, aber die Leute erzählten, Sadyk sei tief gekränkt gewesen und habe dann Dshamilja entführt. Andere behaupteten, die beiden hätten aus Liebe geheiratet. Wie es auch gewesen sein mochte, jedenfalls hatten sie nicht länger als vier Monate zusammengelebt. Dann war der Krieg ausgebrochen, und Sadyk war zur Armee einberufen worden.

Ich weiß nicht, woher es kam – vielleicht daher, daß Dshamilja von klein auf mit ihrem Vater die Pferde hütete –, sie war sein einziges Kind und war ihm Tochter und Sohn zugleich: aber sie hatte gewisse männliche Charakterzüge, etwas Schroffes, manchmal sogar Grobes. Und bei der Arbeit konnte sie zupacken wie ein Mann. Mit den Nachbarinnen vertrug sie sich gut, aber wenn jemand Streit mit ihr anfang, war sie um Schimpfworte nicht verlegen, und es kam auch vor, daß sie jemanden tüchtig an den Haaren zauste.

Die Nachbarn kamen mehr als einmal sich beklagen.

»Was habt ihr denn für eine Schwiegertochter?« sagten sie, »wie die ihre Zunge spazierengehen läßt! Dabei ist sie doch gerade erst in euer Haus gekommen. Die kennt weder Respekt noch Scham!«

»Ein Glück, daß sie so ist!« antwortete meine Mutter darauf. »Unsere Schwiegertochter sagt den Leuten die Wahrheit ins Gesicht. Das ist besser, als mit seiner Meinung hinter dem Berg zu halten und dann heimlich zu sticheln. Eure Schwiegertöchter tun nur sanft und still, in Wirklichkeit sind sie wie faule Eier: von außen sauber und glatt, aber innen so, daß man sich die Nase zuhalten muß.«

Mein Vater und die jüngere Mutter nörgelten nie an Dshamilja herum und behandelten sie nicht so streng, wie es Schwiegereltern zusteht. Sie waren gut zu ihr, sie liebten sie und hatten nur den einen Wunsch, daß sie Gott und ihrem Mann treu bleibe.

Ich konnte sie gut verstehen. Nachdem ihre vier Söhne zur Armee gegangen waren, fanden sie Trost in Dshamilja, der einzigen Schwiegertochter der beiden Höfe, und deshalb war sie ihnen so teuer. Aber meine Mutter verstand ich nicht. Sie war nicht der Mensch, irgend jemand ohne weiteres zu lieben. Meine Mutter hatte einen herrischen, strengen Charakter und lebte nach ihren eigenen Regeln, von denen sie niemals abwich. So stellte sie zum Beispiel jedes Frühjahr die Nomadenjurte, die unser Vater als junger Mann gebaut hatte, im Hof auf und räucherte sie mit Wacholder aus; sie erzog uns zu strenger Ordnung und Arbeitsliebe und zur Ehrfurcht vor den alten Leuten. Und sie verlangte von allen Familienmitgliedern unbedingten Gehorsam.

Da kam Dshamilja in unser Haus, und vom ersten Tag an zeigte sich, daß sie anders war, als man sich bei uns eine Schwiegertochter vorstellte. Sie achtete zwar ihre Schwiegereltern und gehorchte ihnen, doch senkte sie nie den Kopf vor ihnen. Dafür flüsterte sie aber auch niemals giftige Bemerkungen hinter ihnen her, wie es die anderen jungen Frauen taten. Sie sagte immer, was sie dachte, und scheute sich nicht, ihre Meinung offen auszusprechen. Meine Mutter gab ihr oft recht, da sie derselben Ansicht war, behielt sich jedoch immer das letzte Wort vor.

Ich glaube, daß meine Mutter in Dshamilja, in ihrer Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit, einen ihr wesensverwandten Menschen sah und im stillen davon träumte, ihre Schwiegertochter zu einer ebenso einflußreichen Frau, Großmutter und Hüterin des häuslichen Herdes zu machen, wie sie selber war.